



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jacobi, E.: Italienische Kolonialbestrebungen einst und jetzt

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Balkanvölker steigen damit wirtschaftlich und sozial zu einer höheren Kulturstufe empor, ohne ihr Volkstum zu verlieren, als in einem eigenen Staatswesen, das doch immer nur der Spielball fremder Mächte bleibt.

Jedenfalls haben wir keine Veranlassung, der österreichischen Uneigennützigkeit gegenüber Rußland eine allgemeinere Bedeutung beizumessen oder sie gar als für die deutsche Politik vorbildlich zu betrachten. Österreich sucht eben nur seine Schadloshaltung nach der anderen Seite.



## Italienische Kolonialbestrebungen einst und jetzt

Von Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi



U Anfang des Jahres 1913, also zur Zeit, als noch niemand an den Weltkrieg dachte und Italien noch seine gesicherte Stellung im Dreibund einnahm, schrieb die erste italienische Kolonialzeitung die „Rivista coloniale“ das Folgende: „Wir müssen von den drei auseinanderliegenden Punkten des italienischen Afrika (Libia, Erythräa und Somaliland) einen organischen Kolonisationsplan gleichzeitig von allen Seiten ins Werk setzen und daran denken, daß es dabei noch ein größeres und würdigeres Unternehmen gilt.“ Und welches sollte dies Unternehmen sein? „Man vergesse nicht“, hieß es weiter, „daß Libia nur dann eine große Kolonie werden kann, wenn ihre wirtschaftlichen Schlüssel in unsere Macht gelangen durch geeignete Grenzberichtigungen und ein Vorgehen bis zum Tschadsee. Man vergesse nicht, daß Erythräa und Somaliland nur zerstreute Fragmente einer geographischen und politischen Einheit sind, die in Zukunft in unsere Hände fallen kann, wenn wir uns dieser beiden wichtigen Ausgangspunkte zur rechten Zeit zu bedienen wissen. Man vergesse nicht, daß wir in Libia, wie in Erythräa und Somaliland zu Nachbarn eine süße lateinische Schwester\*) und eine traditionelle Freundin\*\*) haben, die aber unangenehm werden könnten, mit denen wir daher in einer näheren oder ferneren Zukunft uns auseinanderzusetzen haben werden. Man vergesse nicht, daß wir sehr starke und mächtige Verbündete haben, die uns um so wirksamer werden ihre Unterstützung leihen können, je stärker und mächtiger wir unsererseits sind.“

\*) Frankreich.

\*\*) England.

Mit welchen Empfindungen mag wohl heute der Verfasser dieser Ausführungen seine damaligen Worte lesen. Es war ein klares und sich aus den geographischen Verhältnissen ergebendes Kolonialprogramm. Italien mußte danach streben, Somaliland und Erythraa, die das reiche Abessinien im Südosten und Nordosten einschließen, unter Beseitigung des französischen Dschibuti und des englischen Berbera miteinander in Beziehung zu bringen, und andererseits seiner Kolonie Libia (Tripolis und Cyrenaika) ein ausreichendes Hinterland bis zum Tschad und den Ländern des Sudans zu verschaffen. Auf beiden Wegen fand es sich Frankreich und England gegenüber und sein klarstes Interesse mußte es daher im Kriegsfall an die Seite der Mittelmächte und der wiedererstarkenden Türkei führen. „Man vergesse nicht“, sagte die „Rivista coloniale“. Aber die genialen Herren Sonnino und Salandra vergaßen alles, sie verschmähten selbst das Entgegenkommen Österreichs und verkauften ihr Vaterland an seine natürlichen Gegner. Damit stellen sich nun natürlich der Ausführung jenes aus den natürlichen geographischen Verhältnissen entsprungene Kolonialprogramms wesentliche Hindernisse entgegen. Denn Italien ist ja gerade mit denen, deren Besitzungen ihm im Wege liegen, verbündet. Nichtsdestoweniger hält man in Italien an diesem Programm fest, weil es eben das einzig Mögliche ist. Im Frühjahr 1917 schrieb der „Mattino“, ein neapolitanisches Blatt:

„Ein Kolonialprogramm muß demnach ungefäumt aufgestellt und ausgearbeitet werden. Die italienische Fahne muß den Dschub überschreiten, und die französischen und englischen Enklaven, Überbleibsel einer Eifersuchtspolitik vergangener Zeiten, müssen aus unseren Besitztümern am Roten Meer und am Indischen Ozean verschwinden. Außerdem aber muß Italien, um seine Opfer bezahlt zu machen, das gesamte tripolitaniſche Hinterland bis zu den Verbindungen mit der Kanobahn und mit seinen Kolonien am Indischen Ozean als Siegesanteil zuerkannt erhalten. Dieses Programm von aneinandergrenzenden Kolonien und miteinander verknüpften Verbindungslinien ist im übrigen das einzige, das den Anspruch der Verbandsmächte auf die definitive Aneignung der deutschen Kolonien rechtfertigen könnte, weil es Kulturzwecken und nicht imperialistischen Zielen dienen würde.“

Das ist also genau daselbe, was die „Rivista coloniale“ vier Jahre früher verlangte. Da man nun aber auf die falsche Seite geraten ist, so erwartet man die Erfüllung dieser Wünsche von dem guten Willen der Verbündeten, oder gibt sich wenigstens den Anschein, als erwarte man sie davon. In unbewachten Stunden freilich äußert man sich in dieser Beziehung nicht sehr hoffnungsvoll. Das Programm des „Mattino“ entspricht, wie gesagt, fast genau dem der „Rivista coloniale“. Die „französiſchen und englischen Enklaven“ Dschibuti und Berbera sollen verschwinden. Das tripolitaniſche Hinterland soll bis zu „den Verbindungen mit der Kanobahn“ ausgedehnt werden, außerdem aber noch „bis zu seinen Verbindungen mit den Kolonien

am Indischen Ozean". Das geht sogar noch über die früheren Ansprüche hinaus. Die Verbindung mit dem Endpunkt der Kanobahn (in Englisch-Nigeria) würde Tripolitanien erst haben, wenn es sich noch westlich vom Tschadsee ausdehnte. Die Verbindung mit den Kolonien am Indischen Ozean aber würde die Abtretung eines Teiles des britisch-ägyptischen Sudan an Italien bedingen. Man sieht, es wird von der Loyalität und Freigebigkeit der Verbündeten ziemlich viel verlangt. Wie stehen nun diese lieben Verbündeten zu den italienischen Ansprüchen? Im Jahre 1905 brachte die englische koloniale Zeitschrift „Afrika“ einen Aufsatz mit der Überschrift „Warum nicht?“, der für die englische Ansicht über italienische Kolonialbestrebungen sehr charakteristisch ist. Nachdem zunächst die Annektierung des Kongostaates durch England vorgeschlagen wird, heißt es weiter über Italien: „Italien hat zahlreiche seiner Untertanen gestattet, in den Dienst des Kongostaates zu treten, und hat auf manche Art dessen Verwaltung verteidigt. Dadurch hat es Sympathien bei uns nicht verdient, und wenn wir bedenken, daß Menelik mit seinen abessinischen Horden die italienischen Truppen ins Meer getrieben hat, so brauchen wir uns nicht wegen Italiens Empfindlichkeit zu beunruhigen. Die heruntergekommenen lateinischen Rassen haben in Afrika oder sonstwo keine Zukunft, und wir können über sie hinwegsehen.“ Diese freundliche Beurteilung Italiens durch ein öffentliches Organ der „traditionellen Freundin“ stammt ja noch aus der Zeit vor dem Kriege, aber auch während des Krieges wurde die Stellung Englands keine erheblich andere. Am 24. Februar 1915, also zu einer Zeit, als bereits stark um die italienische Freundschaft geworben wurde, erläuterte Sir Harry Johnston, der bekannte englische Afrikaforscher, in der Londoner geographischen Gesellschaft die Verteilung Afrikas nach dem Kriege, wie sie sich — damals — in der englischen Phantasie darstellte. Dabei sollte Italien nur eine kleine Vergrößerung des Hinterlandes von Tripolis und zwar einen bis zum zehnten Grad nördlicher Breite spitz in die libysche Wüste hinein verlaufenden Zipfel erhalten, dafür aber die Stadt Ghadames an Frankreich abtreten. Von England erhält es, wie Sir Johnston fast höhnisch sagt, ein Stück der „keineswegs wertlosen libyschen Wüste“ und das Recht, sich „an den Abhängen des Libesti-Hochlandes auszubreiten“. Das ist alles. Eine gradezu großartige Aussicht, die den Italienern für die Ehre, ihre Truppen in den Sold Englands zu stellen, geboten wird. Von einer Ausbreitung bis an den Tschad ist natürlich gar keine Rede. Der italienische Zipfel endet östlich von Abeschr in Wadai, aber so, daß Abeschr selbst wie überhaupt fast alle Dasen des Hinterlandes französisch bleibt. Die Italiener können sich eben „an den Abhängen“ in der „keineswegs wertlosen Wüste“ vergnügen. Alles Kulturland bleibt französisch oder englisch. Natürlich auch die Bucht von Solum. Nachdem nun Italien in den Krieg eingetreten war und seine Truppen für England geopfert hatte, mußte es doch wenigstens etwas erwarten. Aber seine Erwartungen wurden wieder schwer getäuscht. Vor kurzem wurde ein englisch-italienisches Kolonialabkommen ge-

schlossen. Was es eigentlich enthält, hat man nicht recht erfahren, nur soviel haben die italienischen Zeitungen verraten, daß die Wünsche Italiens, den Hafen Kismaju an der Somaliküste, südlich vom Dschub, zu erhalten, die den Engländern immer wieder ans Herz gelegt wurden, glatt abgelehnt sind. „Die italienische Flagge muß den Dschub überschreiten“ verlangte, wie oben angeführt, der „Mattino“, d. h. die italienische Somalikolonie soll bis auf das Südufer des Dschub ausgedehnt werden und eben dem Hafen von Kismaju sich angliedern. In England aber denkt man, wie gesagt, gar nicht daran, den Bundesgenossen diesen wertvollen Hafen zu überlassen. Angesichts dieser Haltung der „traditionellen Freundin“ England sind denn auch die Hoffnungen in Italien auf das Entgegenkommen der Bundesgenossen stark gesunken. Unter dem 14. März schrieb Carlo Scaoroglio im „Mattino“: „England habe die Pterah-(?)Dase auf kyrenaischem Gebiet besetzt. England hat schon früher sein Protektorat über Kufra, Dscharabab und Siwah erklärt. Was wird aus dem tripolitanischen Hinterland? Was sind die Absichten unserer Regierung? Will sie uns mit den „sauberen Händen“ abspeisen?“ Ja, die italienische Regierung mag ja die besten Absichten haben. Aber Absichten allein nützen eben nichts. Seit Italien den Rückhalt an dem Dreibund verloren hat, kümmert man sich in London und Paris um seine Absichten sehr wenig. Denen schmeichelte man nur, so lange es galt, die Italiener zu gewinnen. Jetzt müssen sie ja doch mit, ob sie wollen oder nicht. Und neuerdings haben sie nun auch noch den Zaren, ihren Freund von Racconigi verloren, so daß sie nun vollständig auf dem Isolierschmel sitzen. Frankreich hat ja schon vor dem Kriege dafür gesorgt, daß die „süße lateinische Schwester“ Italien ihm in dem tripolitanischen Hinterlande nicht in den Weg läme\*). „Man vergeße nicht“, sagte die „Rivista coloniale“ 1913, „daß wir in Libia wie in Erythräa und Somaliland zu Nachbarn eine süße lateinische Schwester und eine traditionelle Freundin haben, die aber unangenehm werden könnten, mit denen wir daher in einer näheren oder ferneren Zukunft uns auseinanderzusetzen haben werden.“ Man hat in Italien recht viel vergessen, hoffentlich aber auch einiges gelernt. Vielleicht findet man noch einmal den richtigen Weg wieder.

\*) Vgl. meinen Artikel „Frankreich und Italien“, „Grenzboten“ vom 5. August 1914.

